

Nekr

J

34

CASPAR JENNY

Neb. J 34

CASPAR JENNY

7. Januar 1890 — 10. November 1961

G 80-0460
Wilh. Frei
Kleiberg

CASPAR JENNY
1. Januar 1870 — 15. November 1901





George Washington

LEBENS LAUF

verfasst von Caspar Jenny im Jahre 1959

Ich wurde am 7. Januar 1890 in Glarus, wo meine Eltern damals wohnten, geboren, als erstes Kind des Fritz Jenny und der Ida geb. Dürst. Nach mir schenkte meine Mutter zwei Töchtern, Ida und Margrit, und einem Sohn Fritz das Leben, mit denen ich in schönster geschwisterlicher Verbundenheit aufwuchs. Als 1894 Grossvater C. Jenny-Dinner starb, siedelte die Familie nach Ziegelbrücke über. An der Ziegelbrücke hatten Urgrossvater und Grossvater väterlicherseits seit 1833 ihre Arbeitsstätte; die dritte Generation, d. h. mein Vater und sein Bruder waren ebenfalls fast ausschliesslich für das Geschäft tätig. Der Betrieb, die Erhaltung und Mehrung der Fabriken war zur Familientradition geworden, und die Auffassung war ähnlich wie auf einem Bauerngut: jede Generation fühlte sich verpflichtet, das Übernommene vergrössert oder mindestens gut erhalten weiterzugeben. Der Betrieb, oder besser sein Drum und Dran, nahmen den Knaben sofort gefangen, die Rollbahnen, der Fuhrbetrieb, die zugehörige Landwirtschaft, später die Reparaturwerkstätten und die Dampfmaschinen waren in der Freizeit sein Tummelplatz. Die Werkmeister waren nicht selten in Sorge wegen Unfallgefahren und mussten beim Vater für grössere Vorsicht vorstellig werden. Der Gedanke, mich im Leben mit etwas

anderem als mit der Fabrik zu befassen, ist bei mir als Knabe und auch später nie aufgetaucht. Schon als Kind schien mir diese Aufgabe vorgezeichnet und später zufolge Begabung und Freude an Technik und Organisation selbstverständlich. Kurz vor Weihnachten 1895 brannten $\frac{2}{3}$ der Spinnerei in Ziegelbrücke nieder; es war dies das eindrucklichste Ereignis meiner ersten 10 Lebensjahre. Bis Frühjahr 1902 besuchte ich die Primarschule in Niederurnen, in einer Zeit, in der man noch nach Herzenslust auf der Gasse herumtollen konnte, eine Möglichkeit jugendlicher Freude, die leider nicht mehr existiert. Ich wuchs neben meinen Geschwistern sorglos heran, und unsere ausgezeichnete, feinsinnige Mutter umsorgte uns bestens, ohne uns zu verwöhnen. Sie konnte sehr konsequent eingreifen, und für einen geregelten Gang der Erziehung des glücklichen, vierblättrigen Kleeblattes war ihr keine Mühe zu gross. Auch der hochbegabte Vater fand immer, trotz sehr starker geschäftlicher Inanspruchnahme, für die Jungmannschaft Zeit; mindestens die Sonntage gehörten stets seinen Kindern. Die glücklichen Jahre wurden 1901 jäh unterbrochen durch den tragischen tödlichen Unfall meiner älteren Schwester; dieser lastete besonders schwer auf dem Gemüt der Eltern, sie überwandern ihr Leid schliesslich durch die erfreuliche Entwicklung der drei verbliebenen Kinder.

Vom Frühjahr 1902 bis Herbst 1903 besuchte ich $1\frac{1}{2}$ Jahre die Kantonsschule Trogen, von Frühjahr 1904 an, nach $\frac{1}{2}$ -jährigem Unterbruch wegen Krankheit, die Kantonsschule Schaff-

hausen. In der alten RheinStadt empfing ich eine gute Mittelschulbildung, die noch nicht, wie in neuerer Zeit, durch Sport und anderes überlastet war; wir fanden noch Zeit zum Lesen, was heutzutage viel weniger der Fall ist. Ich hatte gute Kameraden, mit denen ich vielfach in Beziehung geblieben bin. Besonders dankbar bin ich dem Naturwissenschaftler Professor Meister geblieben, in dessen Haus ich auch wohnte. Die Ambiance des damaligen Schaffhausens hat meine Jugend sehr verschönert.

Ab Herbst 1908 studierte ich am Polytechnikum an der Abteilung für Maschineningenieure während 3 Semestern. Im Frühjahr 1910 starb der kinderlose Bruder meines Vaters, und er konnte gemäss Gesellschaftsvertrag seine Anteile an ihren Geschäften zu abgemachten Konditionen übernehmen. Mein Vater hatte den begreiflichen Wunsch, mich möglichst bald ins Geschäft zu bekommen, weshalb ich, zumal ich sehr für die Geschäftsübernahme plädierte, mit knapp 20 Jahren in die Praxis übertrat. Bis 1914 machte ich Fabrikpraxis zu Hause und in England, sowie Militärdienst, und besuchte 1912 während einiger Monate Aegypten. 1914—1918 war ich zur Hälfte der Zeit im Militärdienst, wo ich zahlreiche neue Freunde gewann; wir hatten während der ganzen Zeit — es war nicht immer leicht, die langen Dienste durchzustehen — ausgezeichnete kameradschaftliche Verhältnisse. Der letzte Dienst 1918 mit der schweren Grippe in der Truppe ist mir besonders in unauslöschlicher Erinnerung geblieben. Ich selbst war

vor dem November-Aufgebot anfangs September 1918 dem Tode nahe.

Ab 1915 setzte mich der Vater in die volle Verantwortung; ich hatte mich mit den Umwälzungen bezüglich Absatz und Fabrikation, der plötzlichen Einführung der 48-Stundenwoche und vielem anderem auseinanderzusetzen. Es waren aussergewöhnlich interessante und arbeitsreiche Jahre. Anfangs 1923 war mein Bruder Fritz, mit dem ich in bester Harmonie seither zusammen an der Spitze unserer Firmen stehen durfte, Teilhaber geworden. Mit dem Vater hatte ich ein ausserordentlich schönes Verhältnis. Er liess mir viel Spielraum; wenn Fehler passierten, so wurden sie, sofern sie trotz logischer Überlegung entstanden, als natürliches Vorkommnis belehrend erledigt, war dies nicht der Fall, so setzte es eine kategorische Aussprache ab, womit die Angelegenheit aber ebenfalls ad acta kam. Im November 1923 kam mit dem Ableben des Vaters die Verantwortung restlos auf mich und meinen Bruder.

Die Zeit nach 1923 zerfällt in 4 Abschnitte, soweit sie meine Arbeit tangiert: die scheinbar gute Entwicklung bis 1929, die Krisenjahre, den 2. Weltkrieg und die Nachkriegszeit. Die Krisen- und Kriegsjahre brachten mir sehr viel Arbeit und Sorgen, aber retrospektiv gesehen, zählen sie trotz dem riesigen psychischen Druck zu den befriedigendsten meiner Mannesjahre. Ich bemühte mich um die Belange meiner eigenen und der Gesamtindustrie im Branchen- und Spitzenverband und selbstverständlich auch für die gesamtvolkswirtschaftlichen

Fragen. Ich kam dadurch mit zahlreichen gleichgesinnten Männern zusammen, die in überparteilicher Weise die Wirtschaftsprobleme des Landes berieten und den Behörden Vorschläge machten. Das Wirtschaftsphänomen Schweiz, die Existenzfragen des an Naturschätzen so armen Binnenlandes haben mich stetsfort gefangen genommen. Mehrere Unternehmungen legten Wert auf meine Mitarbeit in ihren Verwaltungsbehörden. Ich habe auch in diesen viel Erfahrung sammeln können und vor allem viel Freundschaft empfangen dürfen. Über 40 Jahre gehörte ich den Lokalbehörden an; die Angelegenheiten der Gemeinde und des Kantons waren nicht die uninteressantesten Dinge, die an mich herangetreten sind; auch erhielt ich dadurch mit meinen Mitbürgern einen ausgezeichneten Kontakt.

Das wichtigste und glücklichste Ereignis seit 1923 war meine Verehelichung mit Elisabeth Müller im Jahre 1925. Ihr und den beiden Söhnen, die sie mir schenkte, verdanke ich den harmonischen Verlauf unseres Familienlebens. Zahlreiche gemeinsame Interessen in der Natur und Kunst, an allem Wahren, Guten und Schönen haben unser Zusammenleben beglückt. Der ältere Sohn Fritz hat einen guten Teil meiner Geschäftslast übernommen, und ich darf hoffen, es sei auch der 5. Generation unserer Familie vergönnt, die Geschäfte, auch zu Nutz und Frommen der Gemeinden, in denen wir Fabriken betreiben, weiterzuführen.

Dazu haben seine Söhne folgende Ergänzung anzubringen:

Diese Aufzeichnungen unseres Vaters tragen das Datum vom 15. Juli 1959. Seit jenem Tag fand er immer sicherer den Weg zu der inneren Ruhe und Überlegenheit, die sein Verhalten in den schweren Tagen vor dem chirurgischen Eingriff bestimmten. «Der alte Hauptmann muss nochmals hinstehen», meinte er lächelnd, und er stand hin, so wie er sich mit seinem gesunden Realismus der Wirklichkeit immer sofort gestellt hatte. Von der Höhe in Glarus hielt er auf einem kleinen Spaziergang in der Umgebung des Spitals nochmals Ausschau nach der Ziegelbrücke — bei aller Weltoffenheit eindeutiges Zentrum dieses Lebens. Der rote Baum im Garten seiner geliebten Mutter steht jetzt sehr verlassen da, denn der Freude über die gelungene Operation folgte nach neun Tagen gewissenhaftester Pflege das unerwartete Ende.

Die letzten zwei Jahre brachten einen Anfang von geschäftlicher Entlastung und mehr Zeit für Lektüre im «Tusculum» des teils umgebauten Elternhauses. Im Herbst 1960 folgte eine weitere Amerikareise, diesmal zur grossen Freude an der Seite seiner Frau.

Die geistige Präzision unseres Vaters fand eine ausgeprägte Ergänzung in seiner oft verborgenen Empfindsamkeit. «Mach die Augen auf — da sollten dir die Tränen kommen», lautete die Devise für uns Buben auf allen Bergtouren. Seine Enttäuschung über unser mangelndes Naturverständnis begriffen wir erst später, anlässlich eigener derartiger Erziehungsversuche.

Ein Kummer im Leben des Vaters war und blieb, dass er wegen mehrfacher wetterbedingter Umkehr nie auf dem Gipfel «unseres» Berges, des Tödis, gestanden hatte. Dafür kannte er Weg und Steg im Unterengadin und befahl uns auf den dortigen Ausmärschen stets, tief zu atmen, damit wir den Duft der Lärchen und Arven riechen konnten. Leider fielen seine hochalpinen Touren in eine Zeit, da wir ihn noch nicht begleiten durften. Sein Weltgefühl war nirgends stärker als im Gebirge — und oft spähte er in den letzten Jahren noch sehnsüchtig durch das Fernrohr nach der Leglerhütte. Immer und immer wieder war er erfüllt vom Erlebnis der Erde, aber auch der Kunst. Vor allem die Musik wurde ihm vertrauter und unentbehrlicher. Was er suchte und fand, war ausdrücklich ein g a n z e s Sein, im Werk u n d im Schauen und Hören. Manchmal blätterte er in einer kleinen Gedichtsammlung nach den Worten Gottfried Kellers, die all dem Ausdruck geben:

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!

ABDANKUNGSPREDIGT
von Pfarrer Willi Reifler, Niederurnen
gehalten anlässlich der Trauerfeier
am 14. November 1961 im Krematorium Zürich

«Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller
Treue, die du an deinem Knechte getan hast.»

(1. Mose 32. 10)

Liebe Leidtragende!

Liebe Mittrauernde!

Das Bibelwort, das wir gehört haben, ist ein Ausspruch des Erzvaters Jakob. Er blickt hier zurück auf die Erfolge seines Lebens als Eigentümer einer riesigen Herde. Dieser Erfolg aber ist ihm nicht in den Schoß gefallen. Er ist nur dank harter Arbeit und dank seiner Klugheit zustande gekommen, denn er hatte sich durch eine Krise hindurchkämpfen, hatte ganz von vorne anfangen müssen. In gleicher Weise geht jetzt unser Blick zurück auf Leben und Werk unseres Caspar Jenny-Müller. Ja, auch er hat sie durchgemacht, die Krise. Auch er musste kämpfen, um mit seinen Leuten, mit dem Dorfe, dem seine Firma so viel Arbeit und Brot gab, durchzukommen. Auch bei ihm war es entscheidend, dass er den Glauben an die bessere Zukunft nicht verlor. Und das Kämpfen und Durchhalten

war von Erfolg gekrönt. Alles trug seine Zinsen, was er investierte in diesem Glauben an die Zukunft. Wir stehen vor einem Leben, in dem die Kraft des freien Unternehmertums ihre reichen Früchte trug. Aber wie wirkte das Gelingen und Vollbringen auf den Verstorbenen selber? Es machte ihn bescheiden. Wie wirkte sich der Erfolg aus, den er hatte? Er führte ihn zur Demut. Und in dieser Haltung der Demut, in der er beispielsweise für alles, für jede Kleinigkeit, herzlich zu danken pflegte, in dieser Haltung der Demut ist er gerade uns andern, die wir nicht diese Gaben und Möglichkeiten besitzen wie er, unerhört nahe gekommen. Diese Demut bewies er auch in seinem ausdrücklichen Willen, dass an seiner Bestattung Reden ausser der in allen Fällen üblichen unterbleiben sollten; denn Caspar Jenny pflegte gar nicht, oder nur ganz nebenbei, von seinen Leistungen zu reden. Er suchte immer auch die anderen, die Familienglieder, die Freunde, die Mitarbeiter herauszustellen.

Denn was Caspar Jenny sein wollte, war Knecht, wie es unser Textwort sagt, das heisst Haushalter, Treuhänder. Als er mir seinerzeit Antwort gab auf die Gratulation zu seinem siebenzigsten Geburtstag, zu dem er sich charakteristischerweise alle Ovationen verbat, da schrieb er, er werde nun seinen Lebensgang in etwas gemässigerer Weise fortsetzen, bis er von höherer Stelle abberufen werde. Er wusste also: nur auf Abruf bin ich da an meinem Werke. Er wusste sich als Treuhänder Gottes. Er scheute sich nicht, sich wann immer möglich zu

diesem Gott zu bekennen im Kirchgang in seiner Gemeinde Niederurnen. Aber er erblickte die Macht und Herrlichkeit dieses Gottes auch in gleichnishafter Weise. Er erblickte sie in der unsäglichen Mannigfaltigkeit der Natur, die er so gerne zu durchwandern pflegte, und auch als ihm die höheren Gipfel verwehrt waren, war er jeweils immer noch glücklich auf dem nahe gelegenen Biberlikopf. Er erblickte diese Macht und Herrlichkeit Gottes auch gleichnishaft in der vollkommenen Klarheit der Musik, die zu hören er sich Zeit nahm an der Seite seiner Gattin. Er erblickte sie auch in der Schönheit der sichtbaren Kunst, wie sie sich in seiner Gemäldesammlung offenbarte. Wenn es in der Zeitung recht zutreffend hiess, bei Caspar Jenny-Müller habe sich das Moralische von selber verstanden, so können wir ruhig weitergehen und sagen: auch das Religiöse, auch das Christliche hat sich bei ihm von selber verstanden. Und zu diesem Christlichen gehört die Bereitschaft, Knecht zu sein, die Bereitschaft, auch das, was man besitzt, nur zu verwalten als Eigentum eines Höheren. Caspar Jenny war Verwalter im besten Sinne. Nie begnügte er sich mit dem Besitzen, sondern hat in Gemeinschaft mit seinem Bruder gerade in den begrenzten Möglichkeiten seines Industriezweiges den Betrieb stets erneuert, die Arbeitsbedingungen verbessert, die sozialen Leistungen ausgebaut. Weil er auch als Besizender sich nur als Verwalter eines andern fühlte, darum pflegte er sich nicht an irgend etwas zu klammern, darum konnte er das eine um das andere ruhig aus der Hand geben. So hatte er

sich bereits schon von vielem gelöst, als er sich ganz von dieser Erde lösen musste.

«Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast.» Barmherzigkeit Gottes hat auch Caspar Jenny empfangen dürfen. Das bedeutet ja, dass alles Können ein Geschenk ist. Es bedeutet mit den Worten Hermann Hiltbrunners: «Alles Gelingen ist Gnade.» Das wusste Caspar Jenny. Und er hat diese Barmherzigkeit Gottes weitergegeben. Er liess sich bewegen von den Sorgen der Leute, von den Nöten Einzelner. Sie sind nicht aufzuzählen, die Menschen, die bei ihm die Nehmenden sein durften. Wie oft ist er beigestanden, ohne zu fragen, ob wohl Dank oder Undank sein Lohn sein werde. Wie konnte gerade er, soviel er auch seinen Mitarbeitern überliess, sich um die persönlichen Anliegen eines Einzelnen kümmern. Denn man muss wissen, was für ein Zartgefühl gerade unter seiner eher robusten Schale verborgen lag. Und wenn ich an die relativ kurze Zeit zurückdenke, in der ich mit ihm bekannt sein durfte, wenn ich daran denke, wie er umging mit den Menschen und wie er einen anredete, wie er auch über die Menschen redete, dann kann ich nur sagen: Güte, nichts als Güte war da. Güte, lauter Güte durfte man zu spüren bekommen. So hat Gottes Erbarmen im Wesen Caspar Jennys Gestalt angenommen.

Zum Erbarmen tritt in unserem Textwort die Treue. Er wusste um die Treue, die Gott an ihm zeitlebens bewiesen hatte. Und so war die Treue das Kennzeichen seines Arbeitens

und Wirkens. Es war eine Treue im Grossen und in weiträumigen Zusammenhängen. Die Lage von Caspar Jennys Wohnsitz am äussersten, weitesten Punkt des engen Glarnerlandes, an der internationalen Durchgangslinie, war sinnbildlich für sein weltoffenes, sein schweizerisches Wirken. So treu war er der grossen Linie, dem ganzheitlichen Standpunkt verbunden, dass er den wirtschaftlichen Entscheidungen, den Interessen seiner eigenen Branche und damit auch seinen persönlichen Interessen sogar zuwiderhandeln konnte, wenn es im höheren Gesamtinteresse lag. Blosser Interessenvertreter konnte er nie sein. Dazu dachte er zu ganzheitlich, dazu war er zu universal. Caspar Jennys Treue war aber auch eine Treue im Kleinen. Es war eine Treue den Anliegen des Kantons Glarus gegenüber. Dabei ist nicht nur daran zu denken, dass er 26 Jahre lang dem Glarnerlandrat angehörte, sondern ich sehe ihn auch vor mir, wie er noch dieses Jahr als Siebziger die Landsgemeinde nicht versäumt hat; wie er, während wir Pfarrer auf den üblichen reservierten Plätzen sassen, wenige Schritte dahinter stand und, ohne sich Entspannung zu gönnen, während Stunden den Verhandlungen folgte. — Es war auch eine Treue den Anliegen der Gemeinde Niederurnen gegenüber. Bezeichnend ist für diese Treue, dass er während Jahrzehnten seine Zeit und Erfahrung nicht nur dem Gemeinderat, sondern daneben auch dem Schulrat Niederurnen zur Verfügung stellte. Bezeichnend ist für diese Treue, dass er sein grösstes Geschenk, den in der Schweiz wohl einzigartigen Saalbau am Niederurner

Rebberg, der Gemeinde und für die Gemeinde gegeben hat. — Caspar Jennys Treue war schliesslich im besonderen eine Treue seinen Betrieben, seiner Firma gegenüber. Er dachte gross von der Verantwortung, die er schon in frühen Jahren übernehmen musste und auch wollte. Und er hat um dieser speziellen Verantwortung als Arbeitgeber willen, er hat in dieser Treue zu dem von den Vorfahren übernommenen Werk bewusst verzichtet auf andere Möglichkeiten, zu denen er das Rüstzeug wohl gehabt hätte und die ihn auch gelockt hätten. So hat er aus Treue zu seiner eigentlichen Aufgabe verzichtet auf militärische Avancen und es beim Hauptmannsgrad bewenden lassen. Er hat verzichtet auf die Rolle eines eidgenössischen Parlamentariers, obwohl er dazu aufgefordert wurde. Und mir scheint, die Grösse eines Menschen, dessen hohe Begabung ihm keine Schranken setzt, zeige sich gerade in der Art, wie er sich selber Grenzen setzt und seinem Eigentlichsten die Treue hält.

«Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast.» Es ist für uns schmerzlich genug, dass es nun auch in Bezug auf unsern Caspar Jenny heissen muss: «getan hast»; dass nun alle Freude, aller Schwung, alle Herzlichkeit, die von ihm ausgingen, der Vergangenheit angehören. Schmerzlich genug ist der Gedanke, dass nun mit ihm ein Stück Familiengeschichte, eine Geschäftsepoche und ein Stück Dorfgeschichte zu Ende gegangen sind, die wesentlich auch durch ihn geprägt waren, durch seine un-

nachahmliche Aktivität im Denken und Reden, im Planen und Wagen, im Handeln und Gestalten. Aber es wäre gerade im Sinne Caspar Jennys nicht recht, mit dem Blick haften zu bleiben auf dem, was vergangen ist. Denn seine Sache war es nie, sich an Vergangenes zu klammern, vergangene Anschauungen und Masstäbe weiterzuschleppen. Er war unerhört aufgeschlossen für alles Neue und besass ein brennendes Interesse für die Zukunft. Sogar mir, dem vollkommenen Laien gegenüber, äusserte er seine Gedanken, Vermutungen und Sorgen über die sich anbahnende europäische Integration und ihre Auswirkungen auf die so überaus geliebte Schweiz. Und selbst auf dem Krankenbett vor der Operation kreisten seine Gedanken sehr beharrlich um die zukünftigen politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in und ausser unsern Grenzen. Diesen Blick in die Zukunft, wie er dem lieben Entschlafenen in so ausgeprägtem Masse eigen war, wollen auch wir in unserm Leide nicht verlieren. Nun ist ja im Wesentlichsten auch d e r Glaube, der sich in unserm Textwort ausdrückt, Blick in die Zukunft. Dem Erzvater Jakob, der da redet, ist die Vergangenheit ein Pfand für die Zukunft. So wie Gott in der Vergangenheit gehandelt hat, so wird er auch in der Zukunft an uns handeln. Ja, Gott selber ist die Zukunft Caspar Jennys und unsere Zukunft; Gott selber ist die eine Klammer, die uns mit dem heimgegangenen Caspar Jenny verbindet, er, dem auch das Totenreich zugeordnet ist und offen steht.

Wohl geht uns ein Abschied gerade in dieser Zeit des schei-

denden Jahres besonders tief. Die Traurigkeit liegt gleichsam schon in der Luft. Da ist mir ein Gedicht von Rilke in den Sinn gekommen, das zwar diese Traurigkeit wiedergibt, aber auch das nennt, was in der Traurigkeit entscheidend ist. Und wenn ich es sage, denke ich auch an die noch in der Müdigkeit feste und zuverlässige Hand, die ich vor 10 Tagen zum letzten Mal drücken durfte. Die Worte Rilkes lauten:

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.
Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.
Wir alle fallen.
Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an:
Es ist in allen.
Und doch ist Einer, der dies Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

Diesem Einen, in dessen sanfte Hand auch unser Caspar Jenny gefallen ist, muss unser Dank gelten, der Dank für das, was gewesen ist, und für das, was kommen wird; der Dank, der ja auch der Cantus firmus unseres Textwortes ist, der Dank, der auch Caspar Jenny selber bis zu seiner letzten Stunde beseelt hat. Wir danken Gott für das, was er am Verstorbenen und durch den Verstorbenen tat, danken dafür,

dass Caspar Jenny so froh und so frei, so hilfreich und so lieb zu uns war. Wir danken Gott für das, was vom Werk des Verstorbenen weiterwirken wird unter uns, und danken auch für d a s Werk, das Gott nach seiner Verheissung am Verstorbenen selber tun wird. Denn er selber, Gott, ist ja die Freude und die Freiheit, die Hilfe und die Liebe in ewiger Vollkommenheit. Und wenn auch alles, was wir Menschen im besten Falle sind und leisten können, sub specie aeternitatis — im Angesicht der Ewigkeit, sehr klein und sehr wenig ist, so darf unser Caspar Jenny-Müller nun doch das Wort hören:

«Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen; gehe ein zu deines Herren Freude!»

Amen

CASPAR JENNY ZUM GEDÄCHTNIS

Nachruf von Dr. Heinrich Homberger
in der Neuen Zürcher Zeitung

Die Baumwollindustrie hat kurz hintereinander zwei hervorragende Persönlichkeiten verloren: dem vor zehn Tagen in seinem 87. Lebensjahr verstorbenen Jacob Heinrich Frey ist letzte Woche der um fünfzehn Jahre jüngere Caspar Jenny im Tode gefolgt, zu früh und mit erschütternder Plötzlichkeit für seine Angehörigen und alle, die ihn kannten. Die beiden markanten Textilindustriellen, unter sich befreundet und in der Verfolgung mancher gemeinsamen Aufgaben geschäftlich verbunden, waren von sehr verschiedener Wesensart. Dennoch war ihnen manches gemeinsam: Unternehmer reinsten Geblütes, beschränkten sie ihr Tätigkeitsfeld nicht auf ihre eigenen Geschäfte, sondern brachten vielmehr den allgemeinen Fragen der Wirtschaft und der Landespolitik brennendes Interesse entgegen, das es für sie zur Selbstverständlichkeit machte, einen grossen Teil ihrer Zeit und Kraft, nicht zu reden von den materiellen Mitteln, in uneigennütziger Hingabe diesen Aufgaben im Dienste der Allgemeinheit zu widmen.

Die Schweiz hat nicht nur in der Staatsführung die reine Demokratie zu hoher Ausbildung gebracht, sie pflegt auch in der Wirtschaftspolitik einen Stil, der sich von demjenigen in

den meisten andern, wenn nicht fast in allen Staaten unterscheidet durch die enge Zusammenarbeit zwischen öffentlichen Behörden und privater Wirtschaft. Mit dieser Methode hat die Wirtschaftspolitik in unserem Lande einen höheren Grad an Nutzeffekt hervorgebracht und wahrscheinlich weniger Fehlleistungen zu verzeichnen als anderswo, weil man sich an die Realitäten hält und dadurch der Wirklichkeit und ihren Anforderungen nahe bleibt. Wenn die Wirtschaftspolitik, wie die Politik überhaupt, nicht ausschliesslich Sache von Beamten sein soll, so setzt das aber voraus, dass sich aktive Unternehmer für die Mitarbeit im Staate und in den diesem dienenden Wirtschaftsorganisationen zur Verfügung stellen. Dieses Milizsystem allein vermag unter den Verhältnissen, denen heute Staat und Wirtschaft gegenüberstehen, den grösstmöglichen Grad an wirtschaftlicher Freiheit zu gewährleisten.

Der verstorbene Grossindustrielle Caspar Jenny hat dieses Milizsystem in klassischer Weise verkörpert. Als unbeschränkt haftender Teilhaber und Seniorchef einer Kollektivgesellschaft, die eine der grössten Baumwollspinnereien des Landes in Verbindung mit einer Rohweberei betreibt, war er Unternehmer in Reinkultur, wie sie leider immer seltener werden. In einem Vortrag über «Die wirtschaftliche Bedeutung des Unternehmers» hatte Minister Hans Sulzer einst gesagt: «Es braucht Selbstvertrauen, Verantwortungsgefühl, zähen Arbeits- und Kampfwillen, Begeisterung und Liebe für die Sache, Vision und Phantasie und vor allem auch Fähigkeit der Menschen-

führung, um sich die Sorge und Arbeitslast aufzubürden, die mit der Führung eines Unternehmens verbunden sind.» Alle diese Eigenschaften besass Caspar Jenny in reichem Masse. Sein zusammen mit seinem Bruder geführtes Unternehmen gehörte zu den fortschrittlichsten und demgemäss leistungsfähigsten der Branche. Deshalb hörte man von Caspar Jenny nie ein Wort der Klage, wenn manche seiner Berufskollegen von Unmut über eine sich verschlechternde Geschäftslage erfasst waren und mit lauter Stimme den Staat um Hilfe anriefen. Sein Unternehmen war gerüstet, um sich selber zu helfen. Oft genug war er denn auch gezwungen, sich gegen den Strom der protektionistischen Petenten zu stellen und an die Selbstverantwortlichkeit des freien Unternehmertums zu appellieren. Er ist dabei im ersten Moment nicht immer von allen verstanden worden und hat sich manche Schmähungen gefallen lassen müssen; aber er nahm es mit Gelassenheit hin, und am Ende hat ihm sein gesundes und mutiges Urteil immer recht gegeben.

So war Caspar Jenny als Unternehmer zum Führer seiner Berufsgruppe berufen. Seine Präsidentschaftsjahre im Schweizerischen Spinner-, Zwirner- und Weberverein gehören zur hohen Zeit dieses bedeutenden Industrieverbandes. Er hat in dieser Funktion die Krisenzeiten der dreissiger Jahre und den ganzen Zweiten Weltkrieg durchgestanden und damit einen hervorragenden Beitrag zur wirtschaftlichen Landesverteidigung geleistet. Seiner Mitarbeit als Vizepräsident im Schweize-

rischen Textilsyndikat und seinem risikofreudigen Einsatz war es unter anderem zu verdanken, dass anfangs 1941 knapp vor Torschluss in Russland 7000 Tonnen Rohbaumwolle gekauft wurden, die bis auf einen kleinen Restbestand noch vor Ausbruch der deutsch-russischen Feindseligkeiten glücklich in die Schweiz gelangten und zur Streckung der Rohstoffvorräte unschätzbare Dienste leisteten.

Der Einfluss Caspar Jennys beschränkte sich nicht auf die Schweiz. Seine Stimme hatte auch in der internationalen Organisation der Baumwollindustrie Gewicht, und es spricht für das Ansehen, das er unter seinen Kollegen in aller Welt genoss, dass er während mehrerer Jahre die Internationale Baumwollvereinigung mit Sitz in Manchester präsiidierte. Seine Welt-offenheit kam somit nicht von ungefähr. Er kannte die Rohstoffquellen seiner Industrie und seine Konkurrenz im Ausland aus eigener Anschauung. Seine enge Verbundenheit mit weltweiten Grossunternehmungen der Finanz und der Assekuranz, der Schweizerischen Kreditanstalt, deren Vizepräsident er war, und der «Zürich» Versicherungsgesellschaft, in der er die gleiche Funktion ausübte, sowie einer der grossen Basler Chemiegesellschaften (J. R. Geigy AG) wie auch seine Mitarbeit in der «Elektro-Watt» trugen das Ihrige dazu bei, diesen Wesenszug zu vertiefen und seinen Horizont zu erweitern.

Eine derart ausgerüstete und veranlagte Persönlichkeit bot ideale Voraussetzungen für die Mitarbeit im Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrievereins. Von dem aus-

gedehnten Tätigkeitsgebiet Caspar Jennys war ihm diese Wirkungsstätte neben seinen eigenen Geschäften unverkennbar die liebste. Während 25 Jahren, wovon 10 Jahre als Vizepräsident, nahm er an den regelmässig jeden Monat stattfindenden Vorortssitzungen teil. «Rückschauend war mir meine Mitgliedschaft besonders im Vorort ein sehr grosser Gewinn dadurch, dass ich über die wirtschaftlichen Probleme des Landes im frühen Stadium und gründlich informiert und auch mit der Gesetzgebung, soweit sie die Wirtschaft tangierte, vertraut worden bin. Die gründliche und objektive Beurteilung aller Geschäfte und die Weitsichtigkeit, die dabei immer mitspielte, haben mich stets beeindruckt», schrieb er anlässlich seines Rücktritts vor einem Jahr. Hier, wo über alle wichtigen nationalen und internationalen wirtschaftspolitischen Probleme und die zu ihrer Meisterung am besten geeigneten Lösungen in vorurteilsfreier, objektiver Weise beraten wird, um stets das wohlverstandene Interesse des Ganzen zu verfolgen, war Caspar Jenny in seinem Element. Die umfassenden Erfahrungen, die ihm sein vielgestaltiges Tätigkeitsgebiet verschafften, seine Uneigennützigkeit, sein offener, allem Guten und Richtigen aufgeschlossener Geist machten ihn zu einem unvergleichlichen Berater, der seine persönlichen Interessen und diejenigen seiner eigenen Branche zurückzustellen wusste, wenn das Gesamtinteresse es nach sorgfältiger, gewissenhafter Abwägung verlangte. Alles Engstirnige und Einseitige war ihm fremd. Für das als richtig Erkannte trat er unerschrocken

ein, auch wenn er wusste, dass es ihm von solchen, die der Grosszügigkeit ermangelten, nachgetragen wurde.

Diese Geisteshaltung verschaffte Caspar Jenny im ganzen Lande hohes Ansehen. Sein Urteil galt etwas, und man hörte auf ihn. Lebhaft war sein Anteil an den Debatten. Einfach und schlicht, aber einprägsam und unmissverständlich gab er seiner Auffassung Ausdruck. In früheren Jahren griff er oft auch zur Feder, um in der Presse, vor allem derjenigen seines Heimatkantons Glarus, das Wort zu ergreifen. Das Zeitungswesen, besonders die Landblätter, hatten in ihm auch in materieller Beziehung einen grossen Förderer, gehörte er doch zu den Gründern und Gönnern der Schweizer Mittelpresse (jetzt Schweizerische Politische Korrespondenz), die er während vieler Jahre präsiidierte. Auch durch Vorträge wandte er sich an seine Mitbürger und an eine weitere Öffentlichkeit, um aktuelle Fragen zu behandeln oder zur Lage seiner ihm bis in die hintersten Winkel vertrauten Industrie Stellung zu nehmen. So war er mehrere Male gern gehörter Gastreferent der Zürcher Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, vor deren Forum er Zeugnis ablegte von seiner wahrhaft überlegenen Beurteilung industrieller Probleme, wie sie nur einer unabhängigen, innerlich freien Persönlichkeit gegeben ist.

Das Wesen Caspar Jennys ist durch die staatsrechtliche Struktur der Eidgenossenschaft mitgeformt worden. Gemeinde und Kanton waren für ihn wichtige Lebenskreise, und gross sind die Verdienste, die er sich um seine engere Heimat

erworben hat. Im Bunde ist er durch seine Mitarbeit im Vorort zu wichtigen Funktionen gelangt, so als ständiges Mitglied der eidgenössischen Preiskontrollkommission sowie der Eidgenössischen Kommission für Krisenbekämpfung und Arbeitsbeschaffung. Zahllos sind die Konferenzen, an denen er als Vertreter des Vororts teilnahm, um in seiner konkreten und konstruktiven Art sich mit den grossen Fragen der Wirtschaftspolitik auseinanderzusetzen. Caspar Jenny war, was man einen senkrechten Eidgenossen nennt. «Was kann man von einem Bürger Besseres sagen, als dass er ein guter Schweizer sei», rief er am Schlusse der Trauerrede aus, die er für den verstorbenen Präsidenten der Schweizerischen Kreditanstalt, Dr. Adolf Jöhr, in der Neumünsterkirche hielt. Er hat damit sich selber untrüglich gekennzeichnet.

Für diejenigen, die Caspar Jenny näher kannten, ist diese Skizze seines Lebensbildes noch nicht vollständig. Caspar Jenny war nicht nur eine grosse und starke Persönlichkeit, sondern er war auch ein liebenswerter Mensch. Seine Hilfsbereitschaft kannte keine Grenzen. Sein offener, gerader Charakter, sein gänzlich unpräntiöses, über einen goldenen Humor gebietendes Wesen, seine Hingabe und sein Opfersinn für das zum allgemeinen Besten als richtig Erkannte ergaben zusammen mit der wirtschaftlichen Potenz, die er verkörperte, eine Synthese von unvergleichlichem Charme. Gleichzeitig war er aber auch ein Fels, dem die Brandung der unruhvollen Zeitläufe nichts anhaben konnte. Sein Lebenswerk ist wie ein

Sinnbild für die geistige Haltung, zu der Goethe in «Hermann und Dorothea» gegen die Arglist der Zeit aufruft:

«Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch
schwankend gesinnt ist,
Vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Doch wer fest auf dem Sinne beharrt,
der bildet die Welt sich.»